

Hans-Martin Pleßke

ERNST WIECHERT

Noch tönt mein Lied

ZUSPRUCH UND TRÖSTUNG

Ernst Wiechert, der am 24. August 1950 nach einem zwiespältigen, oft ruhelosen Dasein starb, wurde mit seinen Büchern unzähligen Menschen Freund und Weggefährte. Als ein Dichter unserer Tage, der sich berufen fühlte, "das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren, das Leidende zu lieben", rang er um den Glauben an die Kraft der Güte und ließ die Gestalten vieler Werke ein entscheidendes Stück eigener Entwicklung nachleben.

Die Verhaltenheit der Dichtungen Wiecherts, das beinahe ausschließliche Zugrundegehen der Helden an ihren seelischen Konflikten, der schwermütige und dunkle Hintergrund, vor dem sich die menschlichen Schicksale entscheiden - all das hat dazu beigetragen, eine Lesergemeinde um das Werk dieses Dichters zu scharen, die fast sein Wort als Offenbarung hinnimmt. Nicht in jedem Falle erkennt sie, welche Gefahren sich mitunter hinter den erlebnisstarken Aussagen verbergen. Es sind nicht wenige Menschen, die allein schon die Melodie der Wiechertschen Sprache verzaubert, einer Sprache jedoch, deren cantabile nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß mancher vom Dichter gewiesene Weg ein Ausweg bleibt, der - vom tätigen Leben entfernt - in der Resignation endet.

Wir wollen nicht darüber rechten, ob Ernst Wiecherts Schaffen jemals die Tiefen- und Breitenwirkung erzielt hätte, wäre der Dichter nach 1935 nicht als ein Gegner des Nationalsozialismus aufgetreten und 1938 infolge seiner Parteinahme für Pastor Martin Niemöller ins Konzentrationslager Buchenwald gebracht worden. Nach seiner Entlassung kehrte Wiechert in die "innere Emigration" zurück und wurde auf seinem Hof Gagert bei Wolfrathshausen für viele durch seine aufrechte Haltung zu einer menschlichen Zuflucht.

Es hat sich nach 1945 gezeigt, daß der Dichter die Nachkriegsentwicklung nicht real einzuschätzen vermochte. Seine Übersiedlung in die Schweiz enttäuschte vor allem jene, die von Ernst Wiechert ob seiner antifaschistischen Bewährung in den Jahren der braunen Diktatur Verständnis für die sich in Deutschland abzeichnenden gesellschaftlichen Veränderungen erwartet hatten. Im einzelnen wird noch darauf zurückzukommen sein, wie das Auf-

treten des Dichters in den entscheidenden ersten Monaten nach dem deutschen Zusammenbruch Verwirrung stiftete. Unüberhörbar jedoch war das humanistische Anliegen seiner nach 1945 erscheinenden Arbeiten. Ihnen entnehmen wir aber auch diesen so rückwärts gewandten Satz: "In der Welt mochte eine neue Ordnung vor sich gehen, ohne Herrschende und Dienende, aber sie wollten in der alten Ordnung bleiben."

Wiechert war kein Revolutionär. Ihm fehlte zeitlebens das Verständnis für revolutionäre Veränderungen, wenn er auch bereit gewesen ist, seine mitunter scharfen Urteile zu korrigieren. Ernst Wiechert war aber auch kein Dichter der christlichen Verkündigung. Die Kluft, die zwischen dem Menschen und Gott in beinahe allen seinen Büchern aufgerissen wird, hat ihre Wurzeln in seinem eigenen Erleben. In den Erschütterungen des ersten Weltkrieges, im Zusammenbruch der "heilen Welt", im "Zeitalter der pensionierten Obersten, die die Farben der Republik nicht Schwarz-Rot-Gold, sondern Schwarz-Rot-Mostrich nannten", in den zwölf Jahren der Barbarei ringt Wiechert um Bewährung und Verständnis seines Glaubens. Fremd werden ihm die Kirchen, "gehorsam der weltlichen Ordnung, die sie statt Christi Ordnung auf den Thron setzen. Aber diesen Kirchen ist es verwehrt, sich Christi Kirchen zu nennen, und der Mensch hat die Pflicht, sich von dieser kirchlichen Bindung zu lösen und seine Entscheidung im Angesicht Christi oder seines Religionsstifters zu treffen, statt im Angesicht seines Pfarrers, der ,untertan der Obrigkeit' geworden ist." Viele Fragen, mit denen Wiechert den Leser in Berührung bringt, bleiben offen; nicht alle seine Antworten helfen weiter. Vieles wird schroff und erbittert verallgemeinert oder sogar illusioniert. Wer in den Fragen Wiecherts eigene Fragen wiederfindet, muß weiter denken und weiter gehen als der Dichter.

ICH BEGANN MIT DEM WALD UND DER BIBEL

Was für das Begreifen seiner inneren Entwicklung von Bedeutung ist, vertraute Wiechert mehreren autobiographischen Arbeiten an. Diese Erinnerungsbände enthalten Urteile und Einschätzungen, die nicht immer ganz gerechtfertigt erscheinen und nur aus der Verbitterung zu verstehen sind, in die er - nicht zuletzt durch seine ganz persönliche Auffassung vom Auftrag eines Dichters - allmählich hineinwuchs.

"Wälder und Menschen" (1936) heißen die Jugenderinnerungen" in denen Wiechert erzählt, wie das "Buch der Bücher", die Bibel, die Seele des Kindes formt. Am 18. Mai 1887 im Forsthaus Kleinort bei Sensburg / Ostpreußen geboren, verbringt er mit zwei Brüdern seine Kindheit im Walde und wird zunächst von Hauslehrern erzogen. Der Knabe schämt sich nicht seiner Tränen, wenn Tante Veronika mit einem geheimnisvollen Unterton in der Stimme die Erlebnisse Josephs und seiner Brüder so vorträgt, als hätte sie selbst mitten im Geschehen gestanden. Wie Märchen wirken die Geschichten des Alten und des Neuen Testaments auf das kindliche Gemüt. Es berauscht sich am feierlichen Klang der Worte, weil ihm die großen Wahrheiten und Weisheiten noch verschlossen bleiben. Der Bibel, dem einzigen Buch, das sein Vater liest, auf das aber auch die Mutter ständig hinweist, bleibt Wiechert zeitlebens treu. Vom elften Lebensjahr an bis zur Reifeprüfung im Jahre 1905 besucht der Förstersohn die Oberrealschule in Königsberg (heute Kaliningrad). "Wo sind die ergreifenden Gestalten meiner Kinderzeit, Ruth und Joseph und das Heilandskind?" Mit dieser Frage klagt Wiechert seinen Religionslehrer an, in dessen Stunden man für stockend aufgesagte Lieder und Psalmverse Ohrfeigen bekommt. Auch im Konfirmandenunterricht muß er erfahren: "Der Pfarrer ist da, aber Gott ist fern. Wir lernen Bibelsprüche und bekommen einen dünnen Aufguß bürgerlicher Moral. Alles ist fremd, gleichgültig, unwirklich. Nichts rührt an unser Herz, nichts läßt unsre Augen brennen in dem leidenschaftlichen Wunsch, gut und edel zu werden wie die, von denen man uns erzählt." Wiechert spricht in seinen Jugenderinnerungen an verschiedenen Stellen über sein Verhältnis zur Religion und über jene Ungläubigkeit, der er verfällt, als er mehr und mehr

in Haeckels "Welträtsel" eindringt. Am Ende seiner Schulzeit haßt er das Treiben der Stadt und fühlt sich innerlich vereinsamt. Er sehnt sich nach dem Rauschen der heimatlichen Wälder und setzt alles ab, "was überhaupt abzusetzen war: den lieben Gott, Christus, die Kirche ..." Der Zwanzigjährige steht vor einem Abgrund. "Wie traurig das alles ist, Andreas ... Der Strom und diese weiten Wälder, unsere Arbeit und das Daheim, das Morgen und das ganze Leben, so traurig, so hoffnungslos ...", schreibt er in dem 1926 veröffentlichten Roman "Der Knecht Gottes Andreas Nyland".

Im Jahre 1948 kommt in der Schweiz als Fortsetzung von "Wälder und Menschen" Wiecherts Lebensbericht "Jahre und Zeiten" heraus. Der Dichter bemüht sich, nichts zu verschweigen, was zum Verständnis seiner oft umstrittenen Haltung beitragen könnte. Die tiefe Gläubigkeit, die der Student als Erzieher im Hause des baltischen Barons von Grotthuß erfährt, bringt ihn nach Jahren der Trennung wieder in Berührung mit der Kirche. Neben Philosophie und Völkerkunde beschäftigt er sich mit Bibelkritik und vergleichender Religionsgeschichte und betrachtet "mit frommen, aber klaren Augen das Unerforschliche".

Sein Studium der Naturwissenschaften, Philosophie und Sprachen schließt Ernst Wiechert 1911 in Königsberg mit dem Staatsexamen ab. 1912 setzt die Mutter ihrem Leben ein Ende. "Ich ging zum Pfarrer, und er verweigerte das Glockengeläut... Es gehört zu den wenigen Dingen, die ich nie vergeben habe." Bis zum Jahre 1929, in dem das Dasein des Lehrers und Dichters durch die Auflösung der ersten Ehe und das Ringen um die neue Lebensgefährtin eine entscheidende Wendung erfährt, ist Wiechert ein Getriebener. Er nimmt als Offizier am ersten Weltkrieg teil, wird verwundet und kehrt als ein Suchender zurück, der in der Stille gegen die Gesellschaftsordnung opponiert, ohne sich zu einer Tat zu entschließen. In Königsberg im höheren Schuldienst angestellt, erringt Wiechert, der sich gegen den preußischen Drill an den Schulen wendet, schon bald die Achtung und Liebe seiner Schüler. "Es war wohl das Entscheidende, daß ich sie jung sein ließ und daß ich die Achtung vor diesem Jungsein niemals verletzte."

AUF SCHWANKENDEM GRUND

Mit sechsundzwanzig Jahren schreibt Ernst Wiechert seinen ersten Roman. Er hat später treffend die Tragik dieser Sturm-und-Drang-Jahre beurteilt und verfügt, daß die 1913 bis 1925 entstandenen frühen Romane nicht mehr als Einzelausgaben erscheinen dürfen. "In alle meine Bücher ist fast fünfzehn Jahre hindurch dieses Mißlingen des Lebens hineingeflossen, das zwischen den Polen sich Zerreibende, das nicht Gelöste und an keine Lösung Glaubende. Das Grelle an Zeichnung und Farbe, das Ausbrechenwollen, die Übertäubung durch Effekte, der Mangel an Maß und Harmonie, die Überladung der Sprache, der Mittel, das Gewaltsame, bis aufs letzte Getriebene. Es waren nicht nur Kunstfehler, wie die meisten Beurteiler meinten. Es waren Lebensfehler. Und so unlöslich waren Leben und Kunst verflochten, daß das eine aus dem anderen folgen mußte." Bereits in den Frühwerken "Die Flucht", „Die blauen Schwingen".

"Der Wald" und "Der Totenwolf" klingt das Generalthema Wiecherts an: der Zweifel am Christentum seiner Zeit, das die Kriegstheologie an Stelle der Bergpredigt setzt, und die Flucht aus einer Welt, in der sich der Suchende nicht zurechtfinden kann. Der junge Dichter, der sich vom traditionellen Christentum abgewendet hat und "ein neues Haus für die deutsche Seele" sucht, verschreibt sich einer vom Ethos einer naturverbundenen Mythologie bestimmten Welt, in der die Helden seiner Bücher, von krankhafter Leidenschaftlichkeit besessen, leben. Viele Gestalten der Wiechertschen Jugendwerke enden - wie der Oberlehrer Holm in der "Flucht" - im Nichts: sie gehen sowohl seelisch als auch körperlich zugrunde.

Es ist nicht zu übersehen, daß Untergang und Weltflucht einiger Gestalten Wiecherts durch jene Eindrücke beeinflußt werden, die der erste Weltkrieg im Dichter hinterließ. Er hat das Grauen des Völkermorden" nie überwinden können. Aber entgegen seiner eigenen Erfahrung beginnt Wiechert dann jedoch, die Erschütterungen und den Jammer des Krieges zu glorifizieren. Er fühlt mit den Leidenden, sein Erbarmen gehört aber auch jenen, die als Berauschte getötet haben. Ernst Wiechert schreibt so, daß er der Gefahr des Mißbrauchtwerdens nicht entgeht. Nationalistische und völkische

Kreise, die dem Faschismus nahestehen, bemühen sich vorübergehend um den Dichter, weil sie meinen, sein Werk für ihre Ideologie ausnutzen zu können.

Zur Überwindung der Wiechert bewegenden Krise trägt auch nicht der 1926 erscheinende Pfarrer-Roman "Der Knecht Gottes Andreas Nyland" bei, obwohl er den Übergang zu einer neuen künstlerischen Entwicklungsetappe bildet. Der aus dem Kriege heimgekehrte Theologiestudent Andreas Nyland sieht die Erlösung der Welt im Mitleiden, das bei ihm zu einer grenzenlosen Selbstberauschung führt. Überall dort tritt Andreas auf, wo es darauf ankommt, die seelische Not seiner Mitmenschen zu lindern. Maßlos sind seine Forderungen, denn er fühlt sich zur Nachfolge Christi berufen und möchte die Welt durch sein Vorbild verwandeln. Der Theologe Nyland stößt fortwährend auf Widerstand und erkennt erst am Ende seines Weges, daß er die ihm anvertrauten Menschen nicht vom Leid erlösen kann, sondern sie in größerer, kaum zu überwindender Schuldverstrickung zurückläßt. In "Jahre und Zeiten" schreibt Ernst Wiechert später über den Roman, der nach seinem Erscheinen Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen gewesen ist: "Denn auch dieses Buch war ja weit davon entfernt, ein gesundes Buch zu sein, eines, in dem mit ruhiger Hand ein Stück Schicksal und Welt aufgeschrieben wurde. Hier hatte ein Fieberkranker sich auf die andere Seite geworfen, aber seine Fieberträume hatten damit nicht aufgehört. Sie waren nur anders geworden. Auch dieses Buch unterlag der verhängnisvollen Leidenschaft, die Welt aus einem Prinzip zu heilen, und im Grundsätzlichen wie im Künstlerischen machte es wenig aus, ob dieses Prinzip nun eines des Bösen oder des Guten war. Immer noch war es erfüllt von Gestalten des Urbösen, immer noch endete der ‚Held‘ im Nichts. Sei es in Vernichtung oder Tod wie im ‚Wald‘ oder im ‚Totenwolf‘, sei es im Wesenlosen wie eben im ‚Knecht Gottes‘. Denn der äußerste Haß wie die äußerste Liebe enden im Unmöglichen, im Unmöglichen der Verwirklichung wie der des Denkens. Nicht Menschen sind Träger dieser äußersten Gefühle, sondern Ideen, und daran scheiterte nicht nur das Ethische, sondern auch das Künstlerische des Werkes."

AN DER SCHWELLE EINES NEUEN ANFANGS

Nach dem Tode der ersten Frau, die 1929 freiwillig aus dem Leben scheidet, sind es nicht mehr Hoffnungslosigkeit und Resignation, die das Dasein und Wirken des Dichters bestimmen. Die Besessenheit seiner Jugendwerke gehört der Vergangenheit an. Mit seiner neuen Lebensgefährtin Lilje, die er 1931 manchen äußeren Widerständen zum Trotz endlich heiraten kann, gewinnt er einen Menschen, "der von einer völligen Reinheit des Herzens, von einer großen Unbestechlichkeit des Urteils und von einer ganz und gar rücksichtslosen Wahrhaftigkeit war. Der die große Tapferkeit und die große Güte des Herzens hatte, die so selten beisammen sind, und den Frieden, in dem ich immer wieder ausruhen konnte."

Von 1930 bis zum Machtantritt des Faschismus lebt Wiechert in Berlin und ist hier weiterhin als Lehrer tätig. Manche Werke aus diesen Jahren spiegeln eine besondere, stets ein wenig abseitige Welt wider. Fast scheint es, als ob es keine sozialen Probleme gäbe, keinen zur Herrschaft drängenden Faschismus. Aber gerade diese Romane und Novellen finden einen beachtlichen Leserkreis. Sie kommen der Neigung vieler bürgerlicher Menschen entgegen, vor der heraufziehenden politischen Gefahr die Augen zu schließen und sich in ein Reich des schönen Scheins zu flüchten, in jene Welt der Verinnerlichung, wo die "Öde der Gegenwart mit dem Goldglanz versunkener Zeitalter" verhüllt ist.

Wiechert weiß um die Wirkung seiner Bücher, er weiß, daß er "ein verzauberndes Netz um viele Herzen spann, besonders aber um junge, enttäuschte und einsame Herzen". Er hält jedoch den stillen Humanismus seiner Werke, den Glauben an die Güte des einfachen Menschen, die entschiedene Absage an den Krieg, an alle Gewalt für genügend starke Lebens- und Zeithilfen. Wie verhängnisvoll dieser Trugschluß war - für ihn und die anderen, denen er Wegleitung sein wollte -, erfährt Wiechert erst spät, zu spät.

Wiecherts neues Menschenbild wird erstmals sichtbar im Roman "Die kleine Passion" (1929). Der Knabe Johannes und seine Mutter Gina leben in einer Umgebung, der das Böse mehr als das Gute vertraut ist. Johannes

zweifelt an dieser Welt voll Lüge und Betrug. Er möchte in der Geborgenheit seiner Mutter bleiben und alles abschütteln, was seiner empfindsamen Seele schaden könnte. Als Johannes gezwungen wird, das Gymnasium zu verlassen, hat er wiederholt die Untiefen menschlichen Daseins am eigenen Leibe erfahren. Seine Freundschaft mit zwei aufrechten Klassenkameraden, das verständnisvolle Einfühlen des Lehrers Luther in den Reifeprozess des jungen Menschen und die erste Liebe zu Lisa, der Frau eines Arztes, bewahren Johannes vor dem Sturz in den Abgrund.

Die Fortsetzung dieser Kindergeschichte bildet "Jedermann" (1932), ein Antikriegsbuch, in dem das Schicksal des Helden symbolhaft für eine Generation Namenloser steht. Johannes und seine Freunde protestieren zwar lautlos gegen die Vergewaltigung ihres Menschseins, bleiben aber zu schwach, sich dagegen aufzulehnen. Sie verurteilen das Morden und sehen keinen Sinn in einem Heldentod für das Vaterland. "Wie schrecklich weit ist der Mensch vom Menschen", heißt es an einer Stelle des Romans. Sie wollen nach ihrer Heimkehr das Drohende und Ungewisse endlich abstreifen, um in wahrer Brüderlichkeit einen geläuterten Anfang zu finden.

In den Erinnerungen "Jahre und Zeiten" hat Wiechert mehrfach vom Standpunkt des bürgerlichen Pazifismus seine Haltung dem Kriege gegenüber begründet: "Die Lüge gewinnt Gewalt über die Herzen, der Haß, das Mitleidlose, und das Unersetzliche und in Jahrtausenden mühsam Gewonnene wird unwiederbringlich verloren: die Achtung vor der Heiligkeit des Lebens. Hinter dem Idealbild des Soldaten erscheint am dämmernden Horizont des Todes mit unbezwinglicher Notwendigkeit die Gestalt des Henkers, des auf Befehl Tötenden, des dem Staat Gehorsamen, und keine Empörung soldatischer Ehre kann darüber hinwegtäuschen, daß nur eine schmale Grenzlinie diejenigen scheidet, die den Lorbeer des Ruhmes und den Makel des Geächteten um die blutige Stirn tragen."

Was für Ernst Wiechert das Erschütterndste ist: der Verlust des Menschlichen - und damit verbunden der Verlust des Glaubens -, versucht er in dieser Schaffensperiode immer wieder zu gestalten. Dem Töten auf Befehl, das ihm als Henkersdienst gilt, setzt er die Gewissensentscheidung des einzelnen gegenüber. Der Knecht Andreas im "Brennenden Dornbusch" (1931) desertiert und sucht den befohlenen Mord über die Völkergrenzen hinweg zu süh-

nen. "Der Hauptmann von Kapernaum" (1928/29) gibt, durch ein Wort des Matthäus-Evangeliums angerührt, sein Leben für einen Gefangenen der Ruhrkämpfe, weil dieser den Glauben hat: an den Menschen, "an das Künftige".

Der Arbeiter sagt dem Hauptmann: "(...) keiner von euch glaubt. Ihr gehorcht, ihr denkt, ihr behauptet. Aber ihr glaubt nicht. Woran solltet ihr glauben? Man kann nur leben, wenn man an das Künftige glaubt, aber ihr kniet vor dem Vergangenen. Nein, nicht einmal knien könnt ihr: ihr steht stramm vor dem Vergangenen. Gott, König, Vaterland, Kirche und so weiter. Wie Steine steht ihr, in einem blühenden Wald (...) Aber ihr wißt nicht, daß die wachsende Wurzel auch Steine sprengt. Und die Wurzel wächst, wißt ihr das? Der Wald wächst. Er wächst durch Blut ... meinetwegen, aber er wächst. Moos wird euch bedecken, Schweigen, Vergessenheit. Denn der Mensch ist wieder auf der Erde, verstehst du? Nicht der Adlige, nicht der Herr, nicht der Besitzer. Nur der Mensch. Der Krieg hat ihn aus der Erde gegraben, und nun geht er. Er taumelt noch, er stammelt noch. Aber er geht, über die Steine, über die Paläste, über die Kirchen, immerzu ... immerzu ..."

Für diese Arbeit, deren progressive Erkenntnis singular im Werk des Dichters ist, erhielt Wiechert den internationalen Novellenpreis der "Europäischen Revue".

In dieser Zeit sah man Wiechert auch in kulturpolitischen Auseinandersetzungen Partei ergreifen: 1931 unterzeichnete er eine Solidaritätserklärung für die Opposition im Schutzverband Deutscher Schriftsteller.

Auch in "Der Kinderkreuzzug" und in "Die Majorin" begegnet uns das Thema des ersten Weltkrieges wieder, der "wie ein dunkler Pflug" durch die Entwicklung des Dichters gegangen ist. In der Novelle "Der Kinderkreuzzug" zieht der Konfirmand Jürgen mit einer Schar Kinder aus, um den unerträglich gewordenen Hunger des Kriegswinters zu stillen. Die jungen Menschen finden das Gelobte Land nicht, wohl aber einen Hirten, für den nie mehr Friede sein wird, seit er einarmig das Grauen des Krieges überstand. Seinen Gott hat man draußen an der Front erschlagen; er muß fortan mit dem unabänderlichen Dasein "wohl so fertig werden".

Der seit zwanzig Jahren totgesagte Michael Fahrenholz kehrt im Roman "Die Majorin" (1934) aus Gefangenschaft und Fremdenlegion zurück und soll sich wieder in eine Welt eingliedern, an der das Erlebnis des Krieges spurlos vorübergegangen ist. Dieses Wiedereinfinden in das "heile" bürgerliche Dasein ist eines der zentralen Probleme im Schaffen Ernst Wiecherts. Die meisten seiner Helden scheitern daran; sie werden zu Grüblern und Sonderlingen, fliehen die "Welt" und suchen - isoliert von der Gesellschaft - ihren Weg. So auch Michael Fahrenholz. Das Überwinden des Bösen durch Flucht aus der Welt in ein verinnerlichtes Dasein ist ein utopischer und nicht ungefährlicher Ausweg. Zwar ist in Wiecherts Kriegsromanen und -novellen das Unvermögen der Helden, sich in die "alte", scheinbar "heile" Welt wiederzufinden, als Form des Protestes, als verschlüsselte Kritik an seiner Zeit zu werten. Aber die Weltflüchtigkeit, die Wiechert geradezu als Kult proklamiert, führt zu keinen Veränderungen. Sie ist letztlich ein Ausweichen vor der Realität, ein Blindwerden oder Blindseinwollen vor gesellschaftlichen Zusammenhängen und Notwendigkeiten.

Und gerade mit Werken dieser Art - wie mit der "Magd des Jürgen Dorskocil" (1932) - wirkt Wiechert in den Jahren vor der faschistischen Barbarei weit aus stärker in seine Lesergemeinde, als es ihm mit seinen trotz aller Symbolik zeitkritischen Kriegsromanen und -novellen möglich gewesen ist. Jürgen Dorskocil ist ein einfacher, naturverwachsender Fährmann, dem harte Schicksalsschläge nicht erspart bleiben. Seine demütige Haltung strahlt Ruhe aus, und Dorskocils Geborgenheit im Glauben überträgt sich auf seine Mitmenschen. Der Dichter Ernst Wiechert hat sich mit seinem Dorskocil-Buch, dem ein fast mystisches Naturgefühl eigen ist, zu der Gewißheit durchgerungen, daß derjenige, der sich im Glauben weiß, in Gott lebt. Das Wort der Bibel rückt in den folgenden Jahren immer mehr in den Mittelpunkt der dichterischen Aussagen. Ihren Glauben gewinnen die Wiechertschen Gestalten, deren Handeln in einigen Novellen und Erzählungen durch das Bibelwort oder einen Psalmvers bestimmt wird, losgelöst von der Kirche, denn "Gottes Haus ist überall". So wie Wiechert selbst bleiben seine Gestalten Suchende, die stets von neuem um ein gültiges Gottesbild ringen.

DER DICHTER IN DER BEWÄHRUNG

Zu den wenigen Arbeiten, in denen der Dichter vor 1933 unverschlüsselt, ohne abschwächende Symbolik vor ihm beängstigenden Zeiterscheinungen warnt, gehört die Erzählung "Die Gebärde" (1932). "Liebet euch untereinander" ist das Motto dieses kurzen Prosastücks, das in erschütternder Form die faschistischen Judenverfolgungen vorwegnimmt.

Der Dichter, der in vielen Werken dem Ethos der Gewalt das Evangelium der Liebe entgegengesetzt hat, versucht sich den braunen Machthabern zu entziehen. Er scheidet 1933 aus dem Berliner Schuldienst aus und siedelt nach Ambach am Starnberger See über. In seiner am 6. Juli 1933 vor den Studenten der Münchener Universität gehaltenen Rede "Der Dichter und die Jugend" formuliert er - wenn auch noch zurückhaltend - sein Mißtrauen gegenüber der faschistischen Ideologie. Es erfüllt Wiechert mit Sorge, daß die Jugend Macht empfing und "auf den Stuhl des Richters gesetzt wird und den Stab zu brechen hat über Leben und Werk". Der Dichter ruft die jungen Menschen zum Handeln in Demut und Güte auf. Von den Schriftstellern erwartet er, daß sie "die stillen Mahner in einer lauten Welt bleiben". Den Machthabern sind Wiecherts Worte unbequem; argwöhnisch beobachten sie ihn. Sie sehen in ihm einen potentiellen Gegner und fürchten seinen Einfluß. Zwei Jahre später wird Ernst Wiechert erneut aufgefordert, an der Universität in München zu sprechen. Seine am 16. April 1935 in Verbindung mit einer Autorenlesung gehaltene Rede "Der Dichter und seine Zeit" erregt Aufsehen. Eine solche öffentliche Auseinandersetzung mit der Politik der Nazis war bisher innerhalb der Grenzen Deutschlands kaum gewagt worden. "Ja, es kann wohl sein, daß ein Volk aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden und daß jeder Kampf ein ‚Recht‘ ist. Aber dieses Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene, und das Gesetz seines Untergangs ist ihm schon geschrieben. Es kann auch sein, daß es sich einen Gladiatorenruhm gewinne und im Kampf ein Ethos aufrichtet, das wir ein Boxerethos nennen wollen. Aber die Waage ist schon aufgehoben worden über diesem Volk, und an jeder Wand wird die Hand erscheinen, die die Buchstaben mit Feuer schreibt."

Den fast tausend Zuhörern im Auditorium maximum bleibt nicht verborgen: der Dichter ist gewillt, seinen Platz an der Seite der Gefährdeten einzunehmen. Aus dem Stenogramm wiedergegeben, kursiert die Münchener Rede in unzähligen Abschriften; zwei Jahre später veröffentlicht sie die in Moskau von deutschen Emigranten herausgegebene Zeitschrift "Das Wort".

Die Gestapo bespitzelt Ernst Wiechert auf Hof Gagert bei Wolfratshausen in Oberbayern, wohin er 1936 nach Fertigstellung seines Hauses gezogen ist. Ende Oktober 1937 besucht er Hermann Hesse in der Schweiz, der ihm empfiehlt, nicht nach Deutschland zurückzukehren. Als er noch im gleichen Jahr öffentlich aus seiner neuen Novelle "Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit" liest, überwacht die Gestapo die Veranstaltung und inszeniert Krawalle. Recht und Gewalt ist das Thema der jüngsten Arbeit des Dichters; das muß Anstoß bei den braunen Machthabern erregen. Ernst Wiechert läßt in einem Brief Propagandaminister Goebbels wissen: "Ich bin überzeugt, daß der einfachste Hütejunge aus meiner Heimat mehr Takt und Kultur gezeigt haben würde als die Beamten der höchsten Kulturbehörde des Dritten Reiches." Am 6. Mai 1938 wird Wiechert von der Gestapo verhaftet. Anlaß ist einmal, daß er sich nicht an der sogenannten "Volksabstimmung" über die Annektion Österreichs beteiligt hat. Zum anderen lehnte er Geldspenden für das "NS-Winterhilfswerk" ab, "solange Pastor Niemöller widerrechtlich in Haft gehalten wird und seine Frau in Notlage leben muß". Diese Erklärung des Dichters gegenüber amtlichen Parteidienststellen war eindeutig. Die Tagebuchnotizen und Briefe Ernst Wiecherts aus seiner Haftzeit, erstmalig 1966 erschienen, legen von der Bewährung des Dichters als Gefangener Hitlers Zeugnis ab.

Mit einem zweiten Häftling zusammengekettet, wird Wiechert am 4. Juli vom Polizeigefängnis München ins Konzentrationslager Buchenwald transportiert, aus dem er Ende August herzkrank wieder heimkehrt. Goebbels selbst läßt sich Ernst Wiechert vorführen und hofft, seinen Widerstand gebrochen zu haben. Er kennt den Einfluß des Dichters auf die Jugend und, ist bereit, ihn auch physisch zu vernichten, wenn er sich noch einmal gegen den Staat auflehnen sollte. In einem überlieferten Geheimbericht von 1939 des Sicherheitsdienstes der SS finden wir den Satz: "Der seit 1933 ständig opponierende Ernst Wiechert wurde gewaltsam zur Besinnung gebracht."

Nichts charakterisiert Wiecherts geistige Haltung besser als ein Briefzitat vom 18. Mai 1938, dem Tage seines 51. Geburtstages: "Wenn ich mich um Politik gekümmert hätte, wurde ich wahrscheinlich 'Karriere' gemacht haben, aber ich habe mich immer nur um Güte, Reinheit oder Sittlichkeit gekümmert und daß jedes Buch besser sein möchte als das vorige."

Der Dichter bleibt auch in der antifaschistischen Bewährung das, was er war: ein bürgerlicher Intellektueller, der seinen Auftrag letzten Endes nicht im Sinne eines politischen Engagements versteht. Wenn Wiechert Widerstand leistet und in seiner gradlinigen menschlichen Haltung dafür Opfer bringt, dann weniger, um das politische Kräfteverhältnis in Deutschland zu verändern oder bei der Lösung sozialer Probleme mitzuwirken, sondern um im Sinne des Schweizer Kulturphilosophen Max Picard das gefährdete Menschenbild zu bewahren und der Barbarei die Idee der Humanitas gegenüberzustellen.

Das ist auch Anliegen seines KZ-Berichts "Der Totenwald", den er 1939 - ständig der Gefahr einer neuen Verhaftung ausgesetzt - auf Hof Gagert schreibt. Der "Totenwald", dessen Manuskript bis zum Mai 1945 im Garten vergraben wurde, ist ein erschütterndes Zeugnis für die Bewahrung des Menschlichen inmitten der Unmenschlichkeit. Vielen Irreführten hat das Buch nach der Zerschlagung der faschistischen Diktatur die Augen geöffnet. Es gehört zu jener Nachkriegsliteratur der ersten Stunde, die die geistige Erneuerung unseres Volkes fördern half.

Gleichsam dokumentarisch schreibt Wiechert nieder, welchen Grausamkeiten der Mensch ausgesetzt ist, wenn er in die Hände von Unmenschen fällt. Er notiert, was die Seele empfunden hat, weniger, worüber die Augen erschrecken.

"Johannes sah, während sie auf der oberen Straße ein wenig ausruhen durften, den langen Zug der Verdammten aus der Tiefe den Hang heraufsteigen, mit Lasten, die für die Schultern von Athleten gedacht waren. Er sah die Gesichter, eines nach dem ändern, wie sie an ihm vorüberkamen, erloschen, ertötet, bis auf die Knochen eingedörret. Er sah die gekrümmten Gestalten, Skelette mit gespenstischen Armen und Beinen, von Wunden bedeckt, gefärbt von geronnenem Blut. Und er sah den Blick ihrer Augen. Nicht nur die Augen eines uralten Volkes, schwer von Wissen und Leid. Sondern die

Augen von Sterbenden, abgewandt schon den Dingen dieser Welt, aber nicht getröstet von den Hoffnungen auf eine jenseitige. Augen, aus denen der Sinn des Lebens gewichen war und somit auch der des Todes. Irre, verstörte Augen, die wie leere Linsen in ihren Gesichtern standen. Die wohl die Formen dieser Erde noch spiegelten, aber nur auf eine mechanische, automatenhafte Weise. Die nichts mehr begriffen, weil alles Begreifbare in der Hölle der Qualen untergegangen war. Der Begriff des Menschen und auch der Begriff Gottes. Kinder und Tiere in der letzten Todesangst mochten solche Augen haben, wenn das Dunkel schon über ihnen zusammenschlägt und die Tafeln aller Gesetze, auch der einfachsten, klirrend in Scherben zerbrechen." In der Gestalt des Johannes begegnet uns Wiechert selbst, der die Inhaftierung ungebeugt auf sich nimmt. Er spürt im Lager die Solidarität der Antifaschisten: die Fürsorge Josefs, der ihn aus dem Todeskommando im Steinbruch rettet, das Verständnis Walter Husemanns, in dessen Bibliotheksraum er "nicht mehr eine Maske mit einer Nummer auf der Brust, sondern ein Wesen aus einer geistigen Welt und ein Mensch des inneren Wertes" war. Das unfreiwillige Erleben der Gewalt des Guten und des Bösen hält er fest, um es als Dichter zu verwandeln. "Aber ich habe es niemals so überwunden, daß es ausgelöscht wäre."

FLUCHT IN DIE VERINNERLICHUNG

Ein Jahr nach der Buchenwald-Erschütterung vollendet Wiechert "Das einfache Leben" (1939). Flucht in das Reich der Verinnerlichung, Gottsuchertum, Absage an Krieg und Gewalt - das Generalthema Wiecherts wird im "Einfachen Leben" gleichsam programmatisch dargestellt.

Thomas von Orla, Korvettenkapitän a. D., gehört zu jenen Helden Wiecherts, die das Erlebnis des Weltkriegs in eine tiefe Krise gerissen hat. Die ihn umgebenden Menschen, vor allem seine Frau, stürzen sich in einen Taumel, um darin Erlösung zu finden. Der Zweifler Thomas aber, der seit seiner Einsegnung nicht mehr in der Bibel gelesen hat, findet im Wort des Psalmisten: "Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz" den Prüfstein, an dem er sein ihm fragwürdig gewordenes Leben abwägt. Vor der Wahrheit dieses 90. Psalms, so erkennt er, gibt es kein Ausweichen. Der Pfarrer, an

den er sich wendet, sagt ihm: "Vier Jahre haben wir seinen Namen mißbraucht, nun wollen wir ihn vier Jahre verschweigen. Wir haben getötet, und nun wollen wir arbeiten, schwer und keuchend und schweißbedeckt, nichts als arbeiten. Und dann wollen wir sehen, ob wir wieder würdig sind, seinen geliebten Namen auszusprechen."

Diesen Weg, den Weg in ein dienendes Leben, geht Thomas von Orla: "Für ein paar Jahre will ich nichts tun als dieses, an nichts anderes denken, nur arbeiten. Vielleicht für mein ganzes Leben. Der Engel hat mich angesehen, und er will nur das Einfache von mir. Das andere habe ich nicht gut gekonnt, das Frühere. Aber dieses werde ich können. Ein fröhliches Herz will ich gewinnen ..."

Erfüllt von Hingabe, widmet sich Thomas seinem Tagewerk als Fischer. Er liebt sein einfaches Leben, das keine Beeinflussung von außen mehr kennt. Seine Geborgenheit in der Natur und sein Wunsch, nichts mehr besitzen zu wollen, führen letzten Endes auch zur Entsagung in der Liebe.

Wiecherts Zweifel an der Existenz Gottes, die schon in früheren Werken anklingen, werden im "Einfachen Leben" zur unerbittlichen 'Anklage. Der "alte Gott", zu dem eine Mutter beten muß:

"Lieber Gott, sei unser Gast
und sieh, was Du angerichtet hast.
Sollen die Toten Dir gut bekommen,
alle Heiden und alle Frommen,
und was Du ertränkt hast und verbrannt,
nimm es fröhlich in Deine Hand!",

der "stumme Gott, eisig vor Gleichgültigkeit", ist Thomas von Orla gestorben. "Aber ich werde ein anderes Gesicht finden. Keines, das zu beschwören ist, und keines, dem zu danken ist. Keines, vor dem man anstimmen wird: ‚Nun danket alle Gott!‘ wenn man eben tausend oder zehntausend Menschen

erschlagen hat. Denn dann müßten die anderen ja anstimmen: „Nun fluchet alle Gott!“ Ich glaube, daß ich ein Gesicht jenseits von Fluch und Dank finden werde, ja, nicht einmal ein Gesicht, sondern nur ein Gesetz. Ein Gesetz hat kein Gesicht. Vor ihm sind alle Sterne und Tiere gleich, alle Menschen und Bäume (...) Wenn wir die Welt aus der Liebe Gottes herausnehmen, bekommt sie einen Sinn.“

Trotzdem liest der Fischer Thomas so wie Wiechert weiter in der Bibel, denn "das würde ihm sehr traurig an einem Menschen vorkommen, (...) wenn er über die Bibel hinwegkäme. Ebenso traurig, wie wenn jemand über seine Mutter hinwegkäme". In seinen Lebenserinnerungen "Jahre und Zeiten" schreibt Ernst Wiechert über "Das einfache Leben": "Es war ‚mein‘ Buch, das einzige meiner Bücher vielleicht, das ganz mein war (...) Mit ihm baute ich noch einmal eine Welt auf, nachdem die irdische mit zusammengebrochen oder schrecklich entstellt worden war. Nicht eine wirkliche, aber eine mögliche, und jede mögliche Welt ist auch eine wahre Welt."

Das ist jedoch ein tragischer Irrtum des Dichters. Seine "mögliche Welt" ist keine "wahre", sie ist ein Traumgebilde, das der Wirklichkeit widerspricht. Gewiß, die Freunde des Dichters werten "Das einfache Leben" als ein Werk, mit dem Wiechert der "befohlenen Welt" des faschistischen Regimes trotzt, zumal diesem Roman dann bis 1945 das große Schweigen des Dichters folgt. Unbestreitbar ist dieses Buch auch Gegenbild einer Welt, in der Macht und Gewalt triumphieren, Kriegsbegeisterung geschürt, das Menschliche getötet wird. Unbestreitbar ist es ein Zeugnis aufrechter, ungebrochener Gesinnung, das Ermutigung gegeben hat, dem Faschismus inneren Widerstand entgegenzusetzen. Aber wie soll die haßerfüllte Gegenwart überwunden werden? Durch ein dienendes Leben - fernab von der Welt, gleichsam auf einer "Insel". Die Welt, in der Bewährung im Sittlichen unmöglich ist, kann Thomas von Orla zwar nicht mehr beeinflussen, aber er wirkt auch nicht in sie hinein. Er ändert nicht, er isoliert sich von ihr.

Hinter der Weltflüchtigkeit der Wiechertschen Helden, hinter ihrem Auszug aus den "großen Städten" in die Stille eines naturhaften Daseins verbirgt sich ein romantischer Antikapitalismus. Der Dichter setzt der kapitalistischen Ordnung, deren Triebkräfte er nicht durchschauen kann, eine patriarchalische Welt gegenüber, die der Glanz vergangener Jahrhunderte umgibt.

Wiecherts Konzeption des "einfachen Lebens" ist auch nicht frei von einem gewissen Elitebewußtsein: nur wenige Auserwählte vermögen es, sich in die Stille zu retten.

Sosehr das subjektiv ehrliche Wollen des Dichters, im Innern des Menschen einen Damm gegen die Unmenschlichkeit zu errichten, Würdigung verdient: sein Programm der Verinnerlichung hat die Desorientierung im deutschen Bürgertum verstärkt.

UM GOTT HER IST SCHRECKLICHER GLANZ

In seiner Zurückgezogenheit auf Hof Gagert bleibt der Dichter nicht allein. Schüler und Freunde suchen ihn auf, weil sie seinem Wort vertrauen. Zu denen, die Ernst Wiechert nahestehen, gehören Käthe Kollwitz, Emil Stumpp und der Pianist Wilhelm Kempff, der Dichter Reinhold Schneider sowie Leo von König, der Maler-Freund, dem er später die "Märchen" gewidmet hat, eines seiner schönsten Werke, mit dem der Dichter unaufdringlich die junge Generation zur Hilfsbereitschaft und Wahrheitsliebe erziehen will. War das Erscheinen des "Einfachen Lebens" nur auf Grund eines Irrtums der Zensurbehörde möglich gewesen, so werden die "Jeromin-Kinder", mit deren Niederschrift Wiechert 1940 beginnt, von Anfang an als "staatsfeindlich" eingestuft. Das "Amt Rosenberg" beordert den Dichter im November 1941 nach Berlin und empfiehlt ihm, doch einmal etwas "Fröhlicheres" zu schreiben! Ernst Wiechert legt das Manuskript in den Blechkasten zu seinen übrigen Arbeiten. Er weiß, daß die rechte Stunde für diesen Entwicklungs- und Erziehungsroman einst kommen wird. Auch Jons Ehrenreich Jeromin, das jüngste der sieben Kinder des Köhlers Jeromin, hat das Warten gelernt. In dem Roman, dessen zweiten Band der Dichter 1946 abschließt, erleben wir die Ablehnung Gottes und seiner Herrschaft über Himmel und Erde, Leben und Tod. Der aus der Stille des Waldes in die große Welt hinausgehende Jons Ehrenreich steht nicht allein im Mittelpunkt des

Buches. Wiechert verknüpft das Dasein der gesamten Köhlerfamilie eng mit Zeitereignissen zwischen den beiden Weltkriegen und den Geschehnissen des Dorfes Sowirog.

Neben dem alten Lehrer Stilling ist es Vater Jakob, der in seiner schlichten Frömmigkeit dem Kinde Jons zum Vorbild wird. Für diesen Köhler gibt es an den Aussagen der Bibel nichts zu deuteln; sie bestimmt Tun und Lassen sein ganzes Leben lang. Der plötzliche Tod eines Bruders ruft in Jons Bitterkeit hervor, in der er mit Gott zu rechten beginnt. Nicht mehr Demut erfüllt ihn wie einst, als er sich unangefochten der Glaubensgewißheit Vater Jakobs anvertraute.

Wie der nach dem "Eulenwinkel" gekommene Pfarrer Agricola, der verlangt, daß man ihm Gottes Angesicht zeige, wenn er noch an ihn glauben soll, durchlebt Jons Ehrenreich im Laufe seiner Entwicklung alle Qualen der Gottesleugnung. Er will nicht mehr Theologie studieren, sondern Armenarzt werden, um auf diesem Wege den entthronten Gott durch die Bereitschaft zu dienender Nächstenliebe zu ersetzen. Ihm liegt nicht daran, "die Welt zu bewegen".

Im zweiten Band der "Jeromin-Kinder" ist es der jüdische Arzt Lawrenz, der Jons die Erkenntnis vermittelt, daß der Mensch dem Menschen wieder Bruder werden muß, um eines Tages Liebe und Versöhnung säen zu können. Jons kehrt nach einem mühevollen Weg als Arzt nach Sowirog zurück. Zum Helfen berufen, hofft er, das Samenkorn der Gerechtigkeit und Wahrheit zu finden. Die Liebe seines Gesetzes aber wird wie die des Thomas von Orla im "Einfachen Leben" ihren Ausgang nicht mehr in der Liebe Gottes nehmen.

Den Nachfolger Agricolas darf man wohl als die positivste Pfarrergestalt des Wiechertschen Gesamtchaffens bezeichnen. Auch Tobias zweifelt, aber "nie an Ihm", sondern nur an sich selbst. Er ist sich dessen gewiß, daß er der Hand Gottes nicht entgleiten wird, und vertraut wie ein Kind seinem Vater. Der Abschiedssatz des sterbenden Pfarrers Agricola - "Er hat das letzte Wort" - bringt unüberhörbar die Ansicht des Dichters zum Ausdruck, daß trotz der Gegnerschaft und Verleugnung der Mensch kaum in der Lage ist, seinem Gott auszuweichen.

Stark ist des Dichters Glaube an die Unvergänglichkeit des Lebens. Das kommt nicht nur in seinem letzten Roman, der 1950 entstandenen "Missa sine nomine" zum Ausdruck, sondern in verschiedenen Gedichten, deren Entstehung vorwiegend in die späten Schaffensjahre fällt.

*"Ich bin so still als wie zu Gottes Füßen
und bin ein Feld doch, das sein Pflug zerbricht,
und werde unterm Pfluge sterben müssen
und noch einmal erstehn zum Erdenlicht.*

*Ich weiß nicht, wer mich hält in seinem Sinnen
und welche Hand mich wirft in Feld und Wind,
ich weiß nur: wieder muß ich neu beginnen,
weil meine Ähren taub geworden sind.*

*Ich stehe wie ein Kind im ersten Regen,
und über mir steht Gott so riesengroß,
und hebt mich auf zu meinem letzten Segen,
und wirft mich in der Furchen dunklen Schoß."*

ABSCHIED VON DER ZEIT

Ernst Wiechert steht nach dem Ende des zweiten Weltkrieges vor einem neuen Abschnitt seiner künstlerischen Wirksamkeit. Noch einmal tritt er aus der sich seit Jahren in der Stille vollziehenden Arbeit heraus und versucht, mit seinem Wort bei der Umerziehung des deutschen Volkes und dem Aufbau einer demokratischen humanistischen Kultur mitzuwirken. Er gehört zu den ständigen Mitarbeitern der im demokratischen Berlin erscheinenden kulturpolitischen Monatsschrift "Aufbau", die Anfang 1946 seine ungesprochene Rede "Über Kunst und Künstler" veröffentlicht. Johannes R. Becher nimmt mit ihm Verbindung auf, weil Wiechert zu den wenigen Schriftstellern gehörte, "die im Land dem Verderben widerstanden hatten". Er schreibt für den antifaschistischen Dichter Ernst Wiechert eines seiner schönsten Widmungsgedichte:

"(...) und es trieb die Röte

In sein Gesicht die Scham, so tiefe Scham.

Er legte vor sich selber ab die Beichte.

Auch er war mit schuld, daß dies also kam.

Er sah das Unheil, wie es weither reichte,

So kam es auch in ihm von weit, weit her.

Gezeichnet war auch er. Und er erbleichte (...)

Es kam die Zeit, da wurde er erhoben,

Als er dem Unheil offen widersprach:

Wie alle Lügen in ein Nichts zerstoben,

Wenn er gelassen tat die Wahrheit kund.

Und er stand auf der steilen Höhe oben,

Und er stand fest. Er selbst war fester Grund ...

Er war Gewicht, und er hat schwer gewogen -

Es wölbte sich das Wort in seinem Mund

Und überspannte eine Welt im Bogen:

O hohes Lied, das Frieden uns verheißt (...)"

Es ist vielleicht die größte Tragik im Leben dieses Dichters, daß er in den entscheidenden ersten Monaten nach der Zerschlagung des Hitlerfaschismus mit Reden und Betrachtungen und später auch mit Romanen und Novellen an die Öffentlichkeit tritt, die zu Mißverständnissen führen, weil Wiechert die historische Entwicklung nicht im Sinne des gesellschaftlichen Fortschritts versteht. Im November 1945 wendet er sich in München mit der "Rede an die deutsche Jugend" an jene Generation, für die es am schwersten ist, nach zwölfjähriger Tyrannei dem Haß und der Gewalt abzuschwören, damit sie unter den Trümmern die Liebe ausgraben kann. Ernst Wiechert gedenkt der Helden und Märtyrer, die ihren Kampf um ein demokratisches Deutschland mit dem Leben bezahlen mußten. Mit Ehrfurcht spricht er vom Widerstandskampf der Arbeiterklasse.

"Vieler Jahrzehnte Lasten, Hunger und Qual hat der deutsche Arbeiter getragen, Kriegs- und Friedenslasten, aber niemals hat er eine schwerere Last getragen als in diesen zwölf Jahren. Niemals auch eine ehrenvollere, und keine Hand einer dunklen oder hellen Zukunft soll diesen unvergänglichen Glanz von seiner Stirne wischen. Er war es, der mein Leben rettete in dem Lager des Totenwaldes. Er war es, der mit einer Kameradschaft ohnegleichen den Zusammenbrechenden stützte, mit einer Zartheit des Herzens, die mich noch heute ergreift, Hochverräter, Sozialisten und Kommunisten, einer wie der andere, und Samariter, einer wie der andere, die sich niederbeugten und die Wunden wuschen, indes die anderen zur Seite blickten und weitergingen." Schonungslos rechnet Wiechert mit diesen anderen ab: mit seiner eigenen Klasse, dem Bürgertum, mit seinem Stand, den Dichtern. Die Schärfe, mit der er über das Versagen des deutschen Volkes urteilt, stößt

seine Lesergemeinde zurück. Wer in Erkenntnis seiner und seines Volkes Schuld den Weg sucht in ein neues Deutschland, in dem die Wurzeln des Faschismus ausgerottet sind, löst sich vom Dichter, weil dessen Geschichtsbild trotz aller progressiver Elemente nach rückwärts gewandt ist und keinen realen Weg in eine sichere humanistische Ordnung weisen kann. Jene aber, die ohnehin keine Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen gewillt sind, sehen in Ernst Wiechert fortan einen Künstler, dessen Einfluß beschnitten werden muß und gegen den man Mißtrauen sät, indem man seine zum Teil widersprüchlichen Äußerungen gegeneinander ausspielt.

Der Dichter, der mit seinem "Totenwald" so tief in sein Volk einwirken konnte, der in der ernsthaften Komödie "Okay oder Die Unsterblichen" 1945 so leidenschaftlich vor der Renazifizierung warnte, scheint zwischen die Fronten zu geraten. Ernst Wiechert hätte diese Entwicklung voraussehen können, denn bereits seine im Sommer 1945 für amerikanische Offiziere in englischer Sprache geschriebene Denkschrift "Der reiche Mann und der arme Lazarus" war mißdeutbar und ließ sich als unterirdische "Waffe gegen den Sieger" mißbrauchen. Zwischen Siegern und Besiegten wollte Ernst Wiechert eine Brücke bauen und neues Unrecht verhindern. Der Aufsatz ist nicht frei von Selbstbespiegelung, und die an der Haltung deutscher Emigranten geübte Kritik zeugt letzten Endes ebenso wie manche seiner Wertungen der Nachkriegssituation von der politischen Blindheit des Dichters. Er hat mit dem Aufsatz "Vom Wolf und vom Lamm" 1946 vieles zurückzunehmen versucht, aber auch damit sich selbst und seinem Anliegen mehr geschadet als genützt.

Seine nunmehr erstmals veröffentlichten Werke "Die Jeromin-Kinder" und die "Märchen", seine neuen Erzählungen und Schauspiele sind - wie seine Rede auf der ersten Dachau-Gedächtnis-kundgebung 1947 - eine Predigt über das Reich der Liebe, "das einzige Reich ..., das wir zu bauen imstande sind...", in dem Schuld gesühnt wird durch "tätiges Leben". In seiner Autobiographie "Jahre und Zeiten" schreibt er zwar: "Es ist das schwere Wissen, daß die Menschheit und die Menschlichkeit geschändet werden können und daß das Geschehen oder Nichtgeschehen dieser Schändung nur von der Gewalt abhängt, von der Gewalt der Guten zwar, aber doch von der Gewalt, mit der es verhindert werden kann. Nicht von der Menschheit und Menschlichkeit an und für sich."

Aber diese Erkenntnis kann und will der Dichter nicht mehr in seinem Werk gestalten.

Allmählich vollzieht Ernst Wiechert, dessen Gesundheit durch die KZ-Haft erschüttert ist, seinen "Abschied von der Zeit". Resignierend verläßt er 1948 Deutschland und seine Familie. Der katholischen Kirche in Degerndorf bei Wolfratshausen stiftet der Protestant Wiechert als Ersatz für das im Kriege eingeschmolzene Geläut drei neue Glocken. Einer der Glockensprüche Wiecherts lautet:

*"Ich schlage Stunden, Tage, Jahre,
der Herzen Lust, der Herzen Leid,
ich segne Wiege, Kranz und Bahre,
ich knüpfe Zeit an Ewigkeit."*

So gut wie völlig abgeschnitten von der Außenwelt vollendet der Dichter auf dem Rütihof bei Ürikon am Zürichsee sein Werk. Aus der großen Stille der ostpreußischen Wälder war Ernst Wiechert einst gekommen. Kurz vor seinem Tode kehrt er wieder in die Einsamkeit zurück.

In der "Missa sine nomine", Wiecherts letztem Werk, begegnen uns die Grundmotive seines Schaffens und wesentliche Elemente seiner Weltanschauung wieder. Gottsuchern stehen Zweifelnde gegenüber, Schuldbeladene finden Vergebung und sind bereit, sich in einem neuen menschlichen Dasein zu bewähren. Den einfachen, in tiefer Gläubigkeit wurzelnden Menschen verkörpert der alte Kutscher Christoph. "Meine Augen sind im Glauben, und wer im Glauben ist, hat nicht Angst." Am Ende des Romans ruft der aus dem Konzentrationslager heimgekehrte Amadeus aus: "Komm und sieh, wie schön die Erde ist, wie sicher und wie nahe ..." Das ist nun nicht mehr Andreas Nyland, der einst alles Lebendige verneinte!

Aber die "Welt" der Freiherren von Liljecrona ist die des "einfachen Lebens": eine Welt der Menschlichkeit "an und für sich", eine Insel des verinnerlichten Daseins unter patriarchalischem Gesetz. Die "neue Ordnung ... ohne Herrschende und Dienende" wird nicht zur Kenntnis genommen. "Sie wollten in der alten Ordnung bleiben."

Ernst Wiechert stirbt am 24. August 1950. Die Urnenbeisetzung erfolgt zunächst unter einem Apfelbaum nahe dem Rütihof. Entgegen dem Wunsch des Dichters, der sich ein nicht gekennzeichnetes Grab erbat, wird 1951 eine Umbettung auf den Friedhof in Stäfa am Zürichsee vorgenommen.

Leben und Werk des aus dem Bürgertum stammenden Dichters zeigen, daß er zu den Gottsuchern unserer Jahrzehnte zählt. "Ich glaube, daß die tiefste Frage der Zeit heute um die Existenz Gottes geht." Aufrichtig und ohne Scheu, eigene Irrtümer einzugestehen, stellt sich Wiechert dieser Frage. Die sich in seinem Schaffen abzeichnende Wandlung seines Gottesbildes ist Ausdruck dieses unaufhörlichen Ringens. Seine Auseinandersetzung mit einer Kirche, deren Kriegstheologie Menschen von Gott wegtreibt, führt zu Schlußfolgerungen, die die Christen heute ebenso ernst nehmen müssen, wie es die Christen zu Wiecherts Zeit hätten tun sollen. Mit seiner antifaschistischen Haltung hat Ernst Wiechert in den zwölf Jahren der braunen Barbarei ein Beispiel gegeben und sich als Mensch und Künstler bewährt. Der tiefere Einblick in politische Zusammenhänge blieb ihm zwar versagt. Stets aber stand er an der Seite derer, die das Unrecht beim Namen nannten. Die Reden des Dichters an die deutsche Jugend sind ein Beispiel für die Lauterkeit seiner Einstellung. Sie halfen - wie andere Werke Wiecherts - vielen, nicht jene Humanität aus den Augen zu verlieren, die dem Menschen die Kraft zur Liebe gegenüber jeglicher Kreatur gibt.

Aber wir können nicht übersehen, daß Wiecherts Hang zur Mystifizierung, die literarische Gestaltung abseitiger Charaktere und die immer wieder zu beobachtende Flucht in die Innerlichkeit Gefahren in sich bergen. Des Dichters Bestreben, durchaus richtige allgemeingültige Probleme des menschlichen Daseins losgelöst von sozialen Fragen und einem klaren historischen Standpunkt zu behandeln, führten zur Heraufbeschwörung einer Welt, der das Fundament des Wirklichen fehlt.

"Heute weiß ich, wie unvollkommen meine Führung war, ja, daß sie für manchen eine gefährliche Führung war. Sie hat ihre Ziele nicht erreicht, und nicht alle diese Schüler habe ich davor bewahren können, an der entscheidenden politischen Wende des Volkes den falschen Weg zu gehen." Was Wiechert über seine Tätigkeit als Erzieher geäußert hat, gilt auch für die Wirkung seines literarischen Schaffens: es spendet Trost und zeugt von einer tiefen Menschlichkeit, aber es desorientiert auch durch jenes Wechselspiel zwischen Humanismus und Subjektivismus, das Mißdeutungen und Fehlleitungen zuläßt.

Wiecherts Wunschträume von einer der Liebe, dem Recht und der Wahrhaftigkeit zugeordneten Welt, in der die "Erniedrigten und Beleidigten" keine untergeordnete Rolle mehr spielen, müssen vom Leser in ein richtiges Verhältnis zum wirklichen Leben gesetzt werden. Gelingt dies, dann verlieren die einmal als "Literatur des Herzens" bezeichneten Bücher des Dichters auch in unserer Zeit nicht ihre Daseinsberechtigung.